

aufeinander folgen und wir uns ihrer nicht bewusst sind. Wir sehen ganz unmittelbar, dass vor uns ein Turm steht, und sind uns nicht dessen bewusst, dass dieses »sehen, dass« auf der Anwendung der Substanzkategorie auf sinnlich Gegebenes mittels des Schemas der Beharrlichkeit beruht. Dass dies so ist, ist nicht Teil unseres Gegenstandsbewusstseins selbst, kann also phänomenologisch gar nicht nachgewiesen werden, sondern wird nur durch eine transzendentalphilosophische Reflexion auf die Bedingungen der Möglichkeit des alltäglichen Gegenstandsbewusstseins herausgefunden.

So verhält es sich auch beim Zeitbewusstsein. Wir erleben, wie die Zeit fließt, und wissen zum Beispiel, dass das Fa auf ein Do gefolgt ist. Aber bei der transzendentalphilosophischen Reflexion – und erst bei dieser – stellt sich heraus, dass die sinnliche Basis für dieses Erlebnis nicht ausreicht, um das, was wir da erleben, zu erklären. Die einzig mögliche Erklärung besteht darin, dass unser Verstand, ohne dass wir darauf achten, ständig die sinnliche Datenbasis in einer ihm eigenen Weise interpretiert, wobei er Begriffe benutzt, die er nicht aus dem sinnlichen Material selbst gewonnen haben kann, das sind Begriffe *a priori*. Für den mit transzendentalphilosophischer Arbeit Vertrauten ist unser Ergebnis also gar nicht so ungewöhnlich. Er hat eine entsprechende Argumentation schon mit Bezug auf die gewöhnliche Gegenstandskonstitution kennen gelernt. Was ungewöhnlich ist, ist allein die These, dass die erlebte Zeit selbst das Produkt einer Verstandesleistung ist, welche die Modalkategorien und die Kategorie der Zeit auf in einer bestimmten Form gegebene sinnliche Daten anwendet.

Jürgen Pafel Sprachgefühl und Sprachkompetenz¹

Überlegungen zum Verhältnis von Sprache, Bewusstsein und Bedeutung

Was die Methodologie der Sprachwissenschaft angeht, so ist der Stellenwert von intuitiven Sprecherurteilen und sprachlichen Intuitionen für die linguistische Forschung seit langem ein prominentes Thema. Der sprachtheoretische Status von Sprachgefühl und sprachlicher Intuition jedoch ist bislang noch wenig diskutiert worden, etwa die Frage, ob Sprachgefühl und sprachliche Intuition zur sprachlichen Kompetenz gehören oder nicht. Ich werde im Folgenden nach einer Einleitung in die Thematik (Abschnitt 1), einem Blick auf die Phänomenologie des Sprachgefühls (Abschnitt 2) und die Problematik von intuitiven Sprecherurteilen (Abschnitt 3) dieser Frage nachgehen und dafür argumentieren, dass die Disposition zur Ausbildung von Intuitionen bezüglich der Wohlgeformtheit und der Bedeutung von Äußerungen ein konstitutiver Bestandteil der sprachlichen Kompetenz ist (Abschnitt 4). Dann stehen semantische Intuitionen im Vordergrund, also Intuitionen zur Bedeutung von Äußerungen. Nach einem Vergleich von semantischen Intuitionen mit visuellen Wahrnehmungen (Abschnitt 5) geht es um den Stellenwert von semantischen Intuitionen für die Bedeutungstheorie. Ich werde der Frage nachgehen, inwieweit der Rekurs auf das Sprachgefühl eine Antwort auf das skeptische Paradox des Regelfolgens ermöglicht (Abschnitt 6), und zum Schluss die Beziehung zwischen Sprachkompetenz, Grammatik und Sprachgefühl zusammenfassend darstellen (Abschnitt 7).

¹ Das erste Mal habe ich zentrale Thesen dieses Aufsatzes 1995 im Rahmen eines Kolloquiums im Elsass anlässlich des fünfzigsten Geburtstags von Manfred Frank vorgestellt, später bildeten sie den Kern meiner Antrittsvorlesungen in Tübingen (1998) und Stuttgart (2003).

1. Einleitung: Sprecherurteil, sprachliches Wissen und Intuition

Betrachten wir das Wort *nitratarm*, wie es in dem Satz *Was seinen Nitratgehalt angeht, so ist dieses Mineralwasser nitratarm* vorkommt. Wir alle, nicht nur die Linguisten unter uns, sind zu Urteilen wie den folgenden in der Lage: »Die korrekte Aussprache des Wortes *nitratarm* ist nicht ›ni.tra.TARM‹, sondern ›ni.TRAT.arm‹.«² Zu diesem Urteil sind wir alle in der Lage, auch wenn vielleicht nur die Linguisten unter uns den Grund dafür kennen, warum nicht die erste, sondern die zweite Aussprache die richtige ist. Der Grund ist, dass die Zerlegung eines Kompositums in Silben die Wortgrenzen respektieren muss. Bei *nitratarm* handelt es sich um ein adjektivisches Kompositum bestehend aus dem Nomen *Nitrat* und dem Adjektiv *arm*. Die Regeln für die Silbifizierung eines Wortes verlangen, dass das Ende des ersten Kompositumsglieds, in unserem Fall das Ende von *nitrat*, dem Ende einer Silbe entsprechen muss. Bei der Aussprache ›ni.TRAT.arm‹ ist dies der Fall, nicht aber bei ›ni.tra.TARM‹, wo der letzte Laut von *Nitrat*, nämlich das /t/, nicht das Ende, sondern den Anfang einer Silbe bildet. Wäre das Wort <nitratarm> kein Kompositum, sondern ein Eigenname für irgendeinen Stoff, dann würde man dieses Wort in der Tat als ›ni.tra.TARM‹ aussprechen können, denn diese Zerlegung des Wortes in Silben würde dann den Regeln für die Silbifizierung entsprechen (vgl. *Silikon*). Auch diejenigen unter uns, die nicht den Grund dafür kennen, warum nur die eine Aussprache des Kompositums *nitratarm* korrekt ist, wissen trotzdem, dass nur die eine Aussprache korrekt ist.

Zweites Beispiel: Nicht nur die Linguisten unter uns sind zu einem Urteil wie dem folgenden in der Lage: »Die Wortfolge *Als dieser intuitiv eingestuft nicht Satz wird korrekt* ist reiner Wortsalat, ist kein wohlgeformter deutscher Satz, anders als die aus genau denselben Worten bestehende Wortfolge *Dieser Satz wird intuitiv als nicht korrekt eingestuft*.« Wieder können uns die Linguisten auseinander legen, gegen welche syntaktischen Regeln die erste Wortfolge im Einzelnen verstößt. Auch diejenigen, die sich mit diesen Regeln

2 Durch einen Punkt wird das Silbenende angezeigt, die akzenttragende Silbe wird durch Großbuchstaben hervorgehoben.

noch nie befasst haben, wissen, dass die erste Wortfolge reiner Wortsalat ist.

Drittes Beispiel: Nicht nur die Linguisten unter uns sind zu einem Urteil wie dem folgenden in der Lage: »Der Satz *Der Kommissar beobachtet die Frau mit dem Fernglas* ist zweideutig. Er kann die Bedeutung haben, dass der Kommissar die Frau durch ein Fernglas beobachtet, er kann aber auch die Bedeutung haben, dass der Kommissar die Frau, die ein Fernglas hat, beobachtet.« Die Zweideutigkeit ergibt sich daraus, dass die Präpositionalgruppe *mit dem Fernglas* ein Attribut zum Nomen *Frau*, aber auch ein Adverbial zum Prädikat *beobachtet* sein kann. Wird man mit diesem Satz ›in freier Wildbahn‹ konfrontiert, so wird man vielleicht nicht sofort bemerken, dass er zweideutig ist, sondern von einer der beiden Bedeutungen ausgehen. Aber wird man darauf hingewiesen, dass er zweideutig ist, braucht man nicht lange, um die andere Bedeutung zu finden.

Noch ein viertes Beispiel für ein Urteil, zu dem nicht nur Linguisten in der Lage sind: »Antwortet jemand auf die Frage *Wie viel Uhr ist es?* mit *Es ist fünf Uhr*, so ist dies eine zu der Frage passende Antwort. Unpassend, deplatziert, komisch wäre es zu antworten: *Ein Dreieck hat drei Seiten*.«

Bei den vier Urteilen, die ich hier angeführt habe, handelt es sich um das, was man Sprecherurteile nennt. Sprecherurteile können im Prinzip alle diejenigen fällen, die die Sprache beherrschen. (Die Beispiele, die ich gewählt habe, sind völlig willkürlich, ich hätte beliebige andere wählen können.) Sprecherurteile haben im Allgemeinen noch eine zweite interessante Eigenschaft: Wir erkennen die Wahrheit oder Falschheit der in ihnen dargestellten Sachverhalte – etwa dass dies, aber nicht jenes die richtige Aussprache eines Wortes ist –, ohne explizite Überlegungen irgendwelcher Art anstellen zu müssen, wir erkennen sie *intuitiv*. Mein »Gefühl« sagt mir, dass es ›ni.TRAT.arm‹ und nicht ›ni.tra.TARM‹ heißt, dass die Wortfolge *Als dieser intuitiv eingestuft nicht Satz wird korrekt* reiner Wortsalat ist, dass der Satz *Der Kommissar beobachtet die Frau mit dem Fernglas* zweideutig ist und ob Antworten zu Fragen passen oder nicht.

Was soll man darunter verstehen, dass »das Gefühl einem sagt, dass dies-und-das der Fall ist«? Bei den gewählten Beispielen wird man kaum sagen können, dass wir irgendwann explizit gelernt haben, wie es sich verhält. Wir reproduzieren bei den entscheidenden Sprecherurteilen nicht etwas, was wir mehr oder weniger in dersel-

ben Weise irgendwann explizit gelernt haben. Selbst bei *nitratarm* ist dies höchstwahrscheinlich nicht so gewesen: Habe ich verstanden, dass es sich um ein Kompositum handelt, als ich das erste Mal mit dem Wort konfrontiert wurde, dann weiß ich auch, und zwar intuitiv, wie ich es auszusprechen habe. Auszuschließen ist auch, dass ich explizit die Regel gelernt habe, dass die Silbifizierung in Komposita die Wortgrenzen zu beachten hat. Bei der Wortfolge *Als dieser intuitiv eingestuft nicht Satz wird korrekt* und bei dem Satz *Der Kommissar beobachtet die Frau mit dem Fernglas* ist definitiv auszuschließen, dass ich irgendwann explizit gelernt hätte, dass er nicht wohlgeformt beziehungsweise zweideutig ist. Das Gleiche gilt für den Kontrast zwischen den Frage/Antwort-Sequenzen *Wie viel Uhr ist es? Es ist fünf Uhr* versus *Wie viel Uhr ist es? Ein Dreieck hat drei Seiten*.

Wenn wir bei diesen Sprecherurteilen nicht auf explizites Wissen zurückgreifen können, worauf basieren diese Urteile dann? Was ist unsere Grundlage dafür, sie für wahr zu halten? Ich sehe nur eine Möglichkeit für das, was als Grundlage in Frage kommt: Die Grundlage für Sprecherurteile sind »Gefühle«, »Empfindungen«, die wir haben, wenn wir mit den Äußerungen konfrontiert werden. Hören wir den Satz *Was seinen Nitratgehalt angeht, so ist dieses Mineralwasser nitraTARM*, so empfinden wir ihn als nicht »stimmig«, während wir den Satz *Was seinen Nitratgehalt angeht, so ist dieses Mineralwasser niTRATarm* als »stimmig« empfinden. Solche Überlegungen sind wohl der Grund dafür, dass man im Deutschen vom Sprach»gefühl«, in anderen Sprachen vom Sprach»sinn« redet. So wie wir äußere Reize als süß oder sauer, als schmerzhaft oder angenehm empfinden, so scheinen wir sprachliche Reize als »stimmig« oder »nicht-stimmig« empfinden zu können. Diese Empfindungen der Stimmigkeit beziehungsweise Nicht-Stimmigkeit, die wir bei sprachlichen Reizen haben, sind ein Beispiel für das, was im Folgenden sprachliche Intuitionen genannt wird.

Wir können also sagen: In Sprecherurteilen manifestiert sich, dass die Sprecher einer Sprache über intuitives Wissen von ihrer Sprache verfügen, wobei intuitiv heißt, dass die Sprecherurteile auf der Basis sprachlicher Intuitionen gefällt werden. In den sprachlichen Intuitionen äußert sich das, was wir das Sprachgefühl nennen.

Es gilt, folgende Unterscheidungen zu machen: die zwischen Sprachgefühl und sprachlicher Intuition auf der einen Seite und die

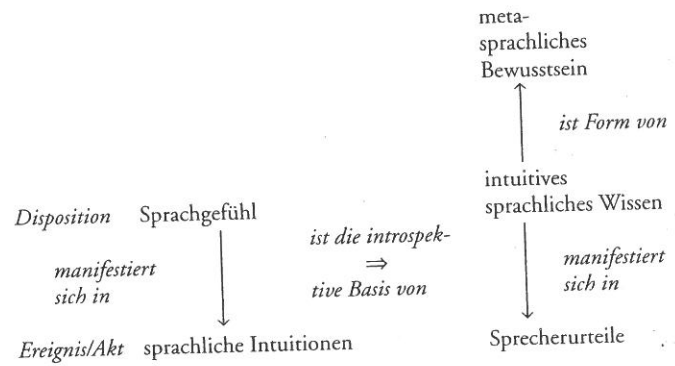


Abbildung 1: Das Verhältnis von Sprachgefühl, Intuition, Wissen und Sprecherurteil

zwischen intuitivem sprachlichem Wissen und Sprecherurteil auf der anderen. Das Sprachgefühl ist die Disposition, sprachliche Intuitionen ausbilden zu können, sprachliche Intuitionen ihrerseits sind kurzzeitige, bewusste Erlebnisse. Intuitives sprachliches Wissen ist Wissen über sprachliche Sachverhalte, zu dem wir durch Introspektion auf unsere sprachlichen Intuitionen in der Lage sind und das sich in Sprecherurteilen (und deren sprachlichen Realisierungen) äußert. Dieses intuitive sprachliche Wissen ist eine Form von metasprachlichem Bewusstsein, und zwar introspektivem, metasprachlichem Bewusstsein.

Intuitives sprachliches Wissen ist nicht dasselbe wie das Haben von sprachlichen Intuitionen. Intuitives sprachliches Wissen basiert auf sprachlichen Intuitionen und setzt den Besitz metasprachlicher Begriffe (wie *sagen, Sprecher, Wort, Satz* etc.) voraus. Es ist damit ein Phänomen, das in der Sprachentwicklung später entsteht als die sprachlichen Intuitionen selbst, und zwar mit der Entwicklung metasprachlicher, allgemeiner: metakognitiver Fähigkeiten. Das, was hier intuitives sprachliches Wissen genannt wird, kommt dem nahe, was in der Spracherwerbs- und Sprachentwicklungsforschung »metalinguistic awareness« genannt wird.³ Intuitives sprachliches Wissen ist metasprachliches Bewusstsein, sprachliche Intuitionen sind

³ Vgl. Tunmer, W. E./Pratt, C./Herriman, M. L. (Hg.), *Metalinguistic Awareness in Children. Theory, Research and Implications*, Berlin 1984.

dies nicht, sie sind in keinem Sinne metasprachlich, sondern gehören zur Sprachbeherrschung dazu, wie wir noch sehen werden. Intuitives sprachliches Wissen als eine Form von Bewusstsein unterscheidet sich damit von dem, was Chomsky *knowledge of language* »sprachliches Wissen« nennt, womit er die dem Bewusstsein zum allergrößten Teil unzugängliche mentale Basis der Sprachkenntnis der einzelnen Sprecher meint.⁴

2. Kleine Phänomenologie des Sprachgefühls

Wir haben bisher Empfindungen der Stimmigkeit beziehungsweise Nicht-Stimmigkeit als Beispiele für sprachliche Intuitionen betrachtet. Es gilt nun, eine zweite Form von sprachlicher Intuition und damit eine zweite Form von intuitivem sprachlichem Wissen zu unterscheiden: Wir haben nicht nur intuitives Wissen darüber, ob eine Äußerung wohlgeformt ist, wir haben auch intuitives Wissen darüber, was eine Äußerung bedeutet. Es gilt mithin, zwischen Intuitionen in Bezug auf die Wohlgeformtheit und Bedeutungsintuitionen zu unterscheiden. Erstere werde ich auch Formintuitionen nennen, Letztere auch semantische Intuitionen.

Formintuitionen waren die Intuitionen bezüglich der korrekten Aussprache von *nitratarm*, die Intuition darüber, dass *Als dieser intuitiv eingestuft nicht Satz wird korrekt* kein wohlgeformter deutscher Satz ist im Unterschied zu *Dieser Satz wird intuitiv als nicht korrekt eingestuft*, sowie die Intuition bezüglich der Unwohlgeformtheit einer Frage-Antwort-Sequenz wie *Wie viel Uhr ist es? Ein Dreieck hat drei Seiten*. Um semantische Intuitionen ging es bei der Ambiguität des Beispielsatzes *Der Kommissar beobachtet die Frau mit dem Fernglas*. Wir haben nicht nur intuitives Wissen darüber, dass der Satz wohlgeformt ist, sondern auch darüber, dass er zwei unterschiedliche Lesarten haben kann.

Der letzte Fall zeigt auch, dass man in der Tat Form- und Bedeutungsintuitionen voneinander trennen muss. Schauen wir uns weitere Beispiele dafür an. Den Satz *Dieser Satz wird intuitiv nicht eingestuft als korrekt* kann man kaum als richtig wohlgeformt be-

⁴ Vgl. Chomsky, N., *Rules and Representations*, Oxford 1980 (deutsch: *Regeln und Repräsentationen*, Frankfurt am Main 1981); Chomsky, N., *Knowledge of Language. Its Nature, Origin and Use*, New York 1986.

zeichnen, aber man hat trotzdem eine deutliche Intuition darüber, was er bedeuten soll. Dies ist anders bei der Wortsalatwortfolge *Als dieser intuitiv eingestuft nicht Satz wird korrekt*. Auch hier kann man nicht davon reden, dass der Satz wohlgeformt wäre, aber eine semantische Intuition stellt sich im Unterschied dazu eben nicht ein, offensichtlich, weil er zu stark missgebildet ist. Sowohl wohlgeformte wie nicht wohlgeformte Äußerungen können also semantische Intuitionen auslösen, und nicht wohlgeformten Äußerungen können semantische Intuitionen abgehen.

Werfen wir nun kurz einen Blick auf das, was sprachlichen Intuitionen alles zugänglich ist. Welche Sachverhalte sind Formintuitionen zugänglich? Im Bereich Phonologie haben wir u. a. Intuitionen bezüglich der korrekten Anzahl, Qualität und Quantität der Segmente⁵ wie auch bezüglich der korrekten Silbifizierung und Akzentuierung (siehe oben). Im Bereich der Morphologie haben wir Intuitionen etwa zu Flexion, Derivation und Komposition.⁶ In der Syntax verfügen wir über Formintuitionen zum Beispiel in Bezug auf Wortstellung, Kongruenz und Kasusrektion,⁷ in der Semantik u. a. in Bezug auf lexikalische Bedeutung, Selektionsbeschränkung und Präsupposition,⁸ in der Pragmatik u. a. in Bezug auf Einhaltung von Konversationsmaximen und die Wahl eines geeigneten Registers.⁹

Welche Sachverhalte sind der semantischen Intuition zugänglich? Die Extension von Prädikaten: Ob ein Prädikat auf bestimmte Ge-

⁵ Wir wissen etwa, dass es richtig ist zu sagen *Der Hund ist verletzt*, dass man nicht einfach noch einen Laut hinzufügen kann wie in **Der Hunde ist verletzt* oder einfach einen Laut weglassen kann wie in **Der Hud ist verletzt*; wir wissen, dass *Sie haben sich an der Hand verletzt* korrekt ist im Unterschied zu **Sie haben sich an der Hund verletzt*, dass die Quantität des Vokals /e/ bedeutungsdistinktiv ist – *Sie haben ein neues Beet angepflanzt* vs. *Sie haben ein neues Bett angepflanzt*.

⁶ Flexion: *Sie schwammen* vs. **Sie schwimmten*; Derivation: *Der Berg ist besteigbar* vs. **Der Berg ist steigbar*; Komposition: *Er war bierernst* vs. **Er war ernsbier*.

⁷ Wortstellung: (siehe das im Text angeführte Beispiel); Kongruenz: *Dies ist ein großer Berg* vs. **Dies ist ein großes Berg*; Kasusrektion: *Sie hat ihn unterstützt* vs. **Sie hat ihm unterstützt*.

⁸ Lexikalische Bedeutung: *Ich weiß, dass es regnet, glaube es aber nicht*; Selektionsbeschränkung: *Dies ist ein aufgewecktes Kind* vs. *?Dies ist ein aufgeweckter Stein*; Präsupposition: **Ich weiß, dass es regnet, doch es regnet nicht*.

⁹ Einhaltung von Konversationsmaximen: A: »Wie viel Uhr ist es?« B: »Ein Dreieck hat drei Seiten.«; Register: Wir wissen intuitiv, dass es reichlich deplatziert wäre, den Bundespräsidenten anzusprechen mit den Worten: *Ei, du, Herr Bundespräsident, sag mir doch ...*

genstände zutrifft oder nicht, kann der Intuition zugänglich sein. Die Referenz von Namen: Dass ein Name einen bestimmten Gegenstand bezeichnet, kann der Intuition zugänglich sein. Die Wahrheitsbedingungen und Wahrheitswerte von Sätzen: Ob ein Satz in der-und-der Situation wahr ist oder falsch, kann ebenso der Intuition zugänglich sein. Ebenso sind lexikalische und Konstruktionsambiguitäten der Intuition zugänglich. Im Bereich der Pragmatik sind es u. a. die kommunikativen Funktionen von Sätzen sowie Implikaturen, von denen wir intuitiv Kenntnis haben.

Wenn man sich überlegt, welche Sachverhalte der sprachlichen Intuition zugänglich sind, so scheint es einem, dass dies auf alle möglichen sprachlichen Phänomene zutrifft. Dies heißt nun jedoch nicht, dass alles, was mit Sprache zu tun hat, der Intuition zugänglich wäre. Es sind nicht einmal wirklich *alle* sprachlichen Phänomene der Intuition zugänglich: Nur synchrone Phänomene des aktuellen Sprachzustandes sind es, Phänomene früherer Sprachstufen sind es nicht.¹⁰ Des Weiteren haben wir kein intuitives Wissen darüber, warum Äußerungen wohlgeformt beziehungsweise nicht wohlgeformt sind. Wenn wir Wissen darüber haben, so ist dies ein explizites theoretisches Wissen. Das heißt, wir haben kein intuitives Wissen darüber, was man die Grammatik einer Sprache nennt, kein intuitives Wissen über die Mechanismen der Sprachproduktion und -rezeption. Auch über die Gesetzmäßigkeiten von Spracherwerb und Sprachwandel haben wir kein intuitives Wissen. Schließlich haben wir auch kein intuitives Wissen darüber, was genau die Bedeutung eines Ausdrucks ist. Wir können Vorschläge bezüglich der Bedeutung intuitiv beurteilen, indem wir die Konsequenzen der Vorschläge mit unseren semantischen Intuitionen vergleichen. Aber mehr auch nicht. Es ist schon intuitiv nicht immer klar zu entscheiden, ob zwei Bedeutungen/Lesarten identisch sind oder nicht. Dazu scheint schon mehr zu gehören, als bloß semantische Intuitionen zu haben.

Mit anderen Worten: Das, was uns an sprachlichen Phänomenen bewusst ist, ist ein Überbau, der auf einem mächtigen Unterbau an Nicht-Bewusstem, an Unbewusstem aufsitzt. Dieser Tatbestand ist

¹⁰ Dabei möchte ich nicht ausschließen, dass man sich so stark in einen früheren Sprachzustand hineinarbeiten kann, dass man Intuitionen relativ zu diesem Sprachzustand ausbilden kann.

der Sprachwissenschaft zumindest seit Steinthal und Paul wohl bekannt.¹¹

Nachdem wir uns dem Zugänglichkeitsbereich von sprachlichen Intuitionen gewidmet haben, können wir uns weiteren Eigenschaften von sprachlichen Intuitionen widmen.

Sprachliche Intuitionen stellen sich in vielen Fällen sehr schnell ein, Urteile sind damit sehr schnell möglich. Die Mehrzahl meiner Ausgangsbeispiele kann dies illustrieren. Es kann aber auch längere Zeit dauern, bis sich die Intuitionen eingestellt haben. Wenn man beispielsweise zum ersten Mal einer Konstruktionsambiguität wie *Der Kommissar beobachtet die Frau mit dem Fernglas* begegnet, so drängt sich oft eine der beiden Bedeutungen auf, ohne dass man merkt, dass auch eine andere Lesart möglich ist. Hat man die beiden Bedeutungen einmal gefunden, so kann man jedoch schnell und leicht zwischen ihnen hin- und herspringen.

Wir haben ein intuitives Gespür für sehr subtile sprachliche Unterschiede – etwa für sehr feine Bedeutungsnuancen oder für sehr kleine Abweichungen von der Standardintonation, an der man mitunter die Herkunft der Personen erkennen kann, auch wenn diese fließend und perfekt Hochdeutsch sprechen.

Urteile der Art »Dieser Satz ist völlig unakzeptabel« und »Dieser Satz ist völlig akzeptabel« spannen als Extremwerte eine Skala von verschiedenen Akzeptabilitätsurteilen auf. So hat man bei manchen Sätzen den Eindruck, dass sie auf der Kippe stehen, man kann sie weder als akzeptabel noch als unakzeptabel bezeichnen. Das heißt, die Intuitionen, die Akzeptabilitätsurteilen zu Grunde liegen, können unterschiedliche »Deutlichkeitsgrade« aufweisen: Von sehr eindeutig bis sehr vage und ungenau reicht das Spektrum. Aufgrund dessen können Sprecherurteile durchaus unterschiedliche Gewissheitsgrade aufweisen.

Ein weiteres Merkmal des Sprachgefühls ist seine Plastizität. Es ist bei verschiedenen Personen unterschiedlich gut entwickelt, und es lässt sich individuell verändern, schärfen, regelrecht trainieren. Dies kann man an sich selbst beobachten, wenn man sich intensiv mit einem bestimmten sprachlichen Phänomen befasst: Mit der Zeit stellen sich die Intuitionen schnell und sicher ein – ganz anders als am Anfang. Man kann auch Nicht-Linguisten nach kurzer Initia-

¹¹ Siehe: Paul, H., *Prinzipien der Sprachgeschichte*, Tübingen 1920, S. 25.

tion so für ein beliebiges Phänomen sensibilisieren, dass sie Sprecherurteile fällen können, die den Urteilen trainierter Linguisten in nichts nachstehen. Man ist dann für dieses Phänomen sensibilisiert. Man geht aber auch oft durch depressive Phasen, wo man seine eigenen Intuitionen verliert, alles und nichts scheint dann der Fall. Fast jeder Linguist hat schon einmal die Erfahrung gemacht, dass es von der Tagesform abhängt, ob man gute Intuitionen ausbilden kann.¹²

Das Sprachgefühl ist keineswegs etwas, das nur diejenigen besitzen, die eine Sprache als Muttersprache gelernt haben. Auch diejenigen, die eine Sprache als Zweit- oder Drittsprache gelernt haben, können sie so gut beherrschen, dass ihr Sprachgefühl dem des *Native Speaker* nahe kommt. Sprachgefühl scheint zur Sprachbeherrschung dazuzugehören. Es scheint zudem, dass sich das Sprachgefühl bei Kindern schon sehr früh im Verlauf des Spracherwerbs einstellt.¹³ Man könnte spekulieren, dass die Sicherheit im Sprachgefühl mit dem Grad der Beherrschung einer Sprache korreliert (dazu später mehr).

Schließlich sind sprachliche Intuitionen reaktiv: Sie stellen sich als Reaktion auf die Wahrnehmung sprachlicher Äußerungen ein, sie scheinen von diesen verursacht zu werden. Dabei ist zu berücksichtigen, dass sich Intuitionen auch einstellen, wenn man sich einen Satz innerlich vorsagt, ohne ihn aber laut zu äußern, dass Intuitionen also auch durch inneres Sprechen hervorgerufen werden können, durch – in einer schönen Formulierung von Hermann Paul – die »beim leisen Denken durch das Bewusstsein ziehenden Sprachgebilde«.¹⁴ Beim inneren Sprechen handelt es sich um Erlebnisse mit einem phänomenalen Gehalt, der dem phänomenalen Gehalt von »normalen« auditiven Sprachwahrnehmungen sehr nahe kommt. Beim inneren Sprechen hören wir innerlich diskrete Laute mit einer

12 Im Sinne der Unterscheidungen in (1) sollte man vielleicht unterscheiden zwischen der Plastizität des Sprachgefühls auf der einen Seite und der Plastizität der Introspektion, die zu intuitivem Wissen führt, auf der anderen, wobei es im Einzelfall schwierig sein wird zu entscheiden, welche Form von Plastizität vorliegt.

13 Vgl. McDaniel, D./Smith Cairns, H., »The Child as Informant: Eliciting Intuitions From Young Children«, in: *Journal of Psycholinguistic Research* 19 (1990), S. 331-344.

14 Paul, a. a. O., S. 25.

ganz bestimmten Qualität und Quantität in zeitlicher Abfolge, wobei zwischen den Lauten Pausen vorkommen können. Wir hören innerlich Akzente, Rhythmen und Intonation. Die Elemente, ihre Eigenschaften und Relationen sind dieselben wie bei der auditiven Sprachwahrnehmung. Es besteht natürlich phänomenal auch ein Unterschied zwischen beiden – wir können ja im Allgemeinen ohne Probleme unterscheiden zwischen innerem Sprechen und auditiver Sprachwahrnehmung.

Ray Jackendoff vergleicht den Unterschied zwischen den beiden mit dem Unterschied zwischen visueller Wahrnehmung und visuellem *Imaging*, das heißt der visuellen Vorstellung von Gegenständen, ihren Eigenschaften und Relationen.¹⁵ Diese Analogie scheint mir sehr treffend zu sein. Auch im visuellen Bereich sind es dieselben Elemente, Eigenschaften und Relationen, die in beiden Erlebnisformen vorkommen, obgleich es einen phänomenalen Unterschied zwischen beiden gibt. Die Erlebnisse, die das innere Sprechen ausmachen, werde ich mit Jackendoff »sprachliche Images« nennen. Bei ihnen handelt es sich um eine Spezialform von auditiven Images (wir können uns ja auch nicht-sprachliche Klänge und Geräusche innerlich vorstellen). Das Sprachgefühl ist also reaktiv, insofern sprachliche Intuitionen von sprachlichen Äußerungen und sprachlichen Images hervorgerufen werden.

Fassen wir nun die wichtigsten Eigenschaften des Sprachgefühls zusammen: Es ist reaktiv, stellt sich oft, aber nicht immer sehr schnell ein, ist subtil und in unterschiedlichem Maße eindeutig, es ist plastisch, gehört zur Beherrschung einer Sprache dazu und erfasst alle synchronen sprachlichen Phänomene.

Die Eigenschaften sprachlicher Intuitionen weisen große Ähnlichkeiten auf zu den Eigenschaften »rationaler« Intuitionen, wie sie in der neuesten philosophischen Literatur zu Intuitionen diskutiert werden.¹⁶ Dabei sind die folgenden Eigenschaften wahrscheinlich Eigenschaften von Intuitionen allgemein: Intuitionen sind episodische psychologische Zustände, die nicht mit Überzeugungen (vgl.

15 Jackendoff, R., *Consciousness and the Computational Mind*, Cambridge (Mass.) 1987.

16 Siehe insbes. Bealer, G., »Intuition and the Autonomy of Philosophy«, in: *Rethinking Intuition. The Psychology of Intuition and Its Role in Philosophical Inquiry*, herausgegeben von M. DePaul/W. Ramsey, Lanham/Oxford 1998, S. 204-214, und Pust, J., *Intuitions as Evidence*, New York/London 2000, § 2.4.

unten Abschnitt 3), Wahrnehmungs- oder Erinnerungszuständen identifiziert werden können, Intuitionen sind nicht das Ergebnis bewusster Überlegung, sie sind fallibel und können in unterschiedlichem Grad gewiss sein.¹⁷

3. Sprachgefühl und Sprachwissenschaft

Für große Teile der modernen sprachwissenschaftlichen Forschung – nicht nur generativer, sondern auch kognitiver Provenienz – sind intuitive Sprecherurteile ein unersetzliches Werkzeug, insofern sie die Daten liefern für empirische Generalisierungen und Theoriebildung. Die in Sprecherurteilen ausgedrückten Sachverhalte sind die Daten, auf die sich eine solche Forschung zu mehr oder weniger wesentlichen Teilen stützt. Dies gilt nicht nur für die Forschungen in den Kernbereichen der Sprachwissenschaft, auch bei Forschungen zum Spracherwerb und zur Aphasie werden Sprecherurteile gezielt eingesetzt.¹⁸

Eine solche methodische Ausrichtung ist keineswegs etwas historisch Neues. Man findet sie beispielsweise bei den Junggrammatikern, ganz explizit bei Paul.¹⁹ Im 20. Jahrhundert war es vor allem Chomsky, der intuitive Sprecherurteile als wertvoll und unentbehr-

lich für die Sprachwissenschaft verteidigte gegen eine einst starke Strömung innerhalb der Psychologie, die Introspektion kategorisch ablehnte.²⁰

Wenn es stimmt, was ich oben gesagt habe, dass alle synchronen sprachlichen Phänomene der Intuition zugänglich sind, dann kann die methodische Ausrichtung an intuitiven Sprecherurteilen zur Gewinnung von Daten nicht so verkehrt sein. Doch ist es nicht unumstritten, intuitive Sprecherurteile für den zentralen Teil der Datengewinnung heranzuziehen.

Zum einen kann man sich fragen, warum unsere sprachlichen Intuitionen uns richtig leiten sollten, wenn wir die Sprache wissenschaftlich verstehen wollen. Ich habe schon bemerkt, dass Intuitionen plastisch und fallibel sind. Die Physik etwa – eine reifere Wissenschaft als die Sprachwissenschaft – basiert nicht auf den Intuitionen, die wir von physikalischen Vorgängen und Zuständen haben, ihr Erfolg gründet sogar darauf, an entscheidenden Punkten von den physikalischen Alltagsintuitionen abzurücken. Sind sprachliche Intuitionen nicht vielleicht jahrhundertalte Überzeugungen über die Sprache, an die wir uns so gewöhnt haben, dass sie automatisch abrufbar sind, Überzeugungen, die natürlich nicht richtig sein müssen? Diese Möglichkeit ist ziemlich einfach auszuschließen. Es ist ein bekanntes Faktum, dass wir Intuitionen zu sprachlichen Ge-

- 17 Nach Bealer und Pust erscheint der Inhalt von rationalen Intuitionen als notwendigerweise wahr (»S has a rational intuition that p if and only if (a) S has a purely intellectual experience, when considering the question of whether p, that p, and (b) at t, if S were to consider whether p is necessarily true, then S would have a purely intellectual experience that necessarily p«; Pust, a. a. O., S. 39). Dies wird man von sprachlichen Intuitionen allgemein nicht sagen können. Aber bestimmte Typen von Bedeutungsintuitionen (zum Beispiel Intuitionen zur Kategorisierung von Gegenständen) scheinen diese Eigenschaft aufzuweisen, was nicht so verwunderlich ist, da Intuitionen dieser Art in der philosophischen Literatur (siehe insbes. Pust, a. a. O.) als Beispiele für rationale Intuitionen angesehen werden.
- 18 Siehe etwa McDaniel u. a., a. a. O.; Linebarger, M. C./Schwartz, M. F./Saffran, E. M., »Sensitivity to Grammatical Structure in So-Called Agrammatic Aphasics«, in: *Cognition* 13 (1983), S. 361-392; Linebarger, M. C., »Neuropsychology of Sentence Parsing«, in: *Cognitive Neuropsychology and Neurolinguistics: Advances in Models of Cognitive Function and Impairment*, herausgegeben von A. Caramazza, Hillsdale 1990, S. 55-122; Saddy, D., »Sensitivity to Islands in an Aphasic Individual«, in: *Island Constraints. Theory, Acquisition and Processing*, herausgegeben von H. Goodluck/M. Rochemont, Dordrecht 1992, S. 399-417.
- 19 »Immer von neuem angestellte exakte Selbstbeobachtung, sorgfältige Analyse des

eigenen Sprachgefühls ist daher unentbehrlich für die Schulung des Sprachforschers« (Paul, a. a. O., S. 30).

- 20 »In actual practice, linguistics as a discipline is characterized by attention to certain kinds of evidence that are, for the moment, readily accessible and informative: largely, the judgments of native speakers. [...] In practice, we tend to operate on the assumption, or pretense, that these informant judgments give us »direct evidence« as to the structure of the I-language, but, of course, this is only a tentative and inexact working hypothesis [...]. In principle, evidence concerning the character of the I-language and initial state could come from many different sources apart from judgments concerning the form and meaning of expressions: perceptual experiments, the study of acquisition and deficit or of partially invented languages such as creoles, or of literary usage or language change, neurology, biochemistry, and so on. [...] To be sure, the judgment of native speakers will always provide relevant evidence for the study of language, just as perceptual judgments will always provide relevant evidence for the study of human vision, although one would hope that such evidence will eventually lose its uniquely privileged status. If a theory of language failed to account for these judgments, it would plainly be a failure; we might, in fact, conclude that it is not a theory of language, but rather of something else« (Chomsky 1986, a. a. O., S. 36 f.).

gebenheiten haben, von denen wir ausschließen können, dass sich schon jemals irgendwelche Sprachforscher mit ihnen befasst haben. Zweitens ist es unwahrscheinlich, dass sprachliche Intuitionen auf Überzeugungen basieren, weil sich Intuitionen bezüglich der Bedeutung eines Satzes auch dann einstellen, wenn wir zu wissen glauben, dass der Satz den Wahrheitswert falsch hat, etwa *Die Vier ist eine Primzahl*. Diese Art der Argumentation erinnert stark an Argumente, Wahrnehmungen und Überzeugungen zu trennen. Ich werde in Abschnitt 5 darauf zurückkommen.

Ein zweites Problem stellt sich, wenn man intuitive Sprecherurteile für den zentralen Teil der Datengewinnung heranziehen will. Sprachliche Intuition und Sprecherurteil sind ja nicht dasselbe. Selbst wenn die Intuition im Allgemeinen zuverlässig wäre, könnte es ja Faktoren geben, die uns hindern – im schlimmsten Fall: systematisch dabei behindern –, die Intuition in ein entsprechendes Sprecherurteil umzusetzen. Der wissenschaftliche Wert von Sprecherurteilen muss sich also erweisen, kann nicht einfach angenommen werden.²¹ Im Folgenden werde ich mich mit der grundlegenden Frage nach Status und Zuverlässigkeit sprachlicher Intuitionen befassen, nicht mit dem Verhältnis von Intuition und Sprecherurteil. Selbst wenn Intuitionen in vielen Fällen adäquat in Sprecherurteile umgesetzt werden könnten, entscheidet sich der wissenschaftliche Wert von Sprecherurteilen am Status der Intuitionen. Nur wenn diese uns etwas über die Sprachkompetenz verraten, macht es Sinn, Sprecherurteile für die Erstellung einer empirischen Basis der Sprachwissenschaft heranzuziehen.

21 Zur neueren Diskussion siehe insbes. die Beiträge in *Chicago Linguistic Society* 32, Parasession, 1996, sowie Schütze, C. T., *The Empirical Base of Linguistics. Grammaticality Judgments and Linguistic Methodology*, Chicago 1996.

4. Sprachgefühl und Kompetenz

Ich habe oben behauptet, dass das Sprachgefühl zur Sprachbeherrschung dazugehört. Die Frage, die uns nun beschäftigen soll, ist die, wie eng es zur Sprachbeherrschung gehört. Was ist seine Funktion, und soll man es zur Sprachkompetenz rechnen? Ist das Sprachgefühl gar konstitutiv für die Sprachkompetenz? Diese Frage werde ich zuerst durch ein Gedankenexperiment angehen.²²

4.1. Ein Gedankenexperiment zur Sprachgefühlsblindheit

Was würde es für uns bedeuten, wenn wir nicht über Sprachgefühl verfügen würden? Wenn wir nicht über sprachliche Intuitionen (weder Form- noch Bedeutungsintuitionen) verfügen würden, die uns zu Sprecherurteilen befähigten, wenn wir also form- und bedeutungsblind wären. Versuchen wir uns Schritt für Schritt vorzustellen, was passieren würde, wenn wir unser Sprachgefühl verlören – angefangen beim Gefühl für phonologische bis hin zum Gefühl für pragmatische Phänomene.

Betrachten wir zuerst einen Fall von Verlust an lexikalischem Wissen, bei dem man noch nicht sagen würde, dass es sich um einen Verlust an Sprachgefühl handelt. Nehmen wir an, jemand weiß, dass die Wörter *TēNOR* und *TENor* eine unterschiedliche Bedeutung haben, und auch, um welche Bedeutungen es sich genau handelt, weiß aber nicht, welche Akzentplatzierung zu welcher Bedeutung gehört. Eine solche Person kann bei einer Äußerung wie *Das ist der TēNOR* nur aus dem Kontext heraus entscheiden, dass ein Sänger gemeint ist. Der Äußerung selbst kann sie dies nicht mehr entnehmen. Diese Person ist der gesprochenen Äußerung gegenüber in derselben Lage, in der wir bei der geschriebenen Äußerung sind, bei

22 Es geht um die Frage, ob das Sprachgefühl, das heißt die Disposition zur Ausbildung von sprachlichen Intuitionen, zur Sprachkompetenz zu zählen ist. Es geht nicht um die Frage des Verhältnisses von Sprachkompetenz und metasprachlicher Fähigkeit zur Bildung von Sprecherurteilen, also nicht um die Frage, wie sehr sich sprachliche und metasprachliche Fähigkeiten voneinander unterscheiden und wie viel aufgrund von Sprecherurteilen über die Sprachkompetenz herausgefunden werden kann (zu diesen Fragen siehe den Überblick in Schütze, a. a. O., § 3.5).

der wir normalerweise keine Akzentzeichen setzen. Doch ist der Fall nicht ganz parallel, denn die gesprochene Äußerung weist ja auch in der hypothetischen Situation einen Akzent auf der zweiten Silbe von *Tenor* auf, der wahrgenommen, aber nicht mehr mit der richtigen Bedeutung zusammengebracht werden kann. Obwohl der Akzent das Wort desambiguiert, ist das Wissen nicht mehr vorhanden, welche der beiden Bedeutungen es hat, wenn der Kontext die nötige Information nicht liefert. Unsere Person wird auch bei der Produktion des Wortes Schwierigkeiten haben, die wir nicht haben, da sie nicht entscheiden kann, welches nun die richtige Aussprache ist. Doch sind die Defizite eng begrenzt: Ähnliche Wortpaare wie *PARIS/Paris*, *KONstanz/KonSTANZ* brauchen nicht betroffen zu sein, hier können die richtigen Zuordnungen von Akzent und Bedeutung beherrscht werden. Da die Defizite eng lokalisiert sind (und zwar bei den Lexikoneinträgen von *TēNOR* und *TENor*), wird man – intuitiv – kaum von einer Beeinträchtigung des Sprachgefühls sprechen wollen.

Was wäre aber, wenn wir das Gefühl für die richtige Zerlegung eines Wortes in Silben verlieren, also nicht mehr zu Intuitionen in der Lage wären, die uns sagen, was die richtige Silbifizierung des Adjektivs in *Dieses Wasser ist nitratarm* ist? Wir verstehen die Bedeutung des Satzes und damit das Adjektiv als ein Kompositum aus *Nitrat* und *arm*, »fühlen«, dass die Wortstellung korrekt ist (anders als in *Nitratarm Wasser ist dieses*), können aber intuitiv nicht entscheiden, ob es »ni.trat.arm« heißt oder »ni.trat.arm« (der Akzent mag in beiden Fällen auf der zweiten Silbe liegen). Ich finde es nicht leicht, mir einen solchen Fall vorzustellen. Wenn ich jemanden träfe, der systematisch die falsche Aussprachevariante des Wortes wählen würde oder systematisch Unsicherheiten zeigte bei der Wahl der richtigen Aussprache, so würde ich sofort sagen, da ist jemand, der nicht richtig Deutsch kann. Hier handelt es sich ja nicht um ein idiosynkratisches Phänomen, wie bei der arbiträren Zuordnung von Akzentplatzierung und Bedeutung im Beispiel von eben, sondern um eine allgemeine Regularität der Silbifizierung (vereinfacht: Wortgrenzen sind Silbengrenzen). Geht jemandem das Gefühl für die richtige Aussprache von *nitratarm* verloren, so beherrscht er einen Aspekt der deutschen Sprache nicht mehr. Seine Sprachbeherrschung ist in einem Punkt gestört.

Ich habe eben unterstellt, dass das Fehlen des intuitiven Gespürs

für die richtige Silbifizierung von *nitratarm* dazu führt, dass die richtige Aussprache nicht mehr beherrscht wird. Ist diese Unterstellung aber gerechtfertigt? Es scheint nicht leicht vorstellbar zu sein, dass wir nicht mehr zwischen den beiden Aussprachevarianten von *nitratarm* unterscheiden können, aber trotzdem immer die richtige Variante treffen. Dies ist nicht leicht vorstellbar, da wir unsere Aussprache selbst kontrollieren (s. u., Abschnitt 4.2) und diese spontane Selbstkontrolle nicht mehr möglich wäre, wenn wir das Gespür für die Richtigkeit der Aussprache verloren hätten. Wenn wir kein Gespür für die Richtigkeit der Aussprache hätten, so könnten wir alle diejenigen, die dabei sind, die deutsche Sprache zu erlernen, in diesem Punkt nicht mehr spontan korrigieren, wenn sie Fehler machen. Wenn wir kein Gespür für die Richtigkeit der Aussprache hätten, so hätten wir als Sprachlernende auch erhebliche Probleme, die richtige Aussprache zu lernen. Kurzum: Für die Art, wie wir Sprache benutzen und lernen, scheint das intuitive Gespür für die richtige Aussprache wesentlich zu sein. Aber warum sollte es prinzipiell unmöglich sein, nicht zwischen den beiden Aussprachevarianten von *nitratarm* unterscheiden zu können, aber trotzdem immer die richtige Variante zu treffen? Vielleicht ist es prinzipiell möglich – ich weiß es nicht.

Wenn wir die hypothetische Situation – kein Gespür für die richtige Silbifizierung in Fällen wie *nitratarm* – verallgemeinern, so dass es, was die richtige Silbifizierung angeht, überhaupt kein intuitives Wissen mehr gibt, ändert sich die Lage, wenn ich recht sehe, nicht grundlegend. Es ist schwer vorstellbar, dass dies geschehen könnte, aber vielleicht ist eine solche Situation prinzipiell nicht unmöglich.

Fahren wir fort in unserem Gedankenexperiment zur Sprachgefühlserblindung – das Gefühl für die richtige Silbifizierung ist bereits verschwunden. Als Nächstes verlieren wir das intuitive Gespür für den Unterschied zwischen syntaktisch akzeptablen und syntaktisch völlig inakzeptablen Sätzen. Die Situation ist ähnlich wie vorhin: Das Ganze ist schwer vorstellbar, aber vielleicht ist es doch irgendwie möglich, dass wir uns »programmieren« können, Sätze ohne intuitives Gespür für die Richtigkeit wohlgeformt zu äußern (indem wir einfach schauen, ob die Sätze bei unserem Gegenüber »gut ankommen« – dies setzt allerdings voraus, dass unser Gegenüber über ein intuitives Gespür für die richtige Wortstellung verfügt).

Was Formintuitionen angeht, so scheint es generell der Fall zu sein, dass wir uns nur schwer vorstellen können, wie es aussähe, wenn sie uns systematisch abgehen würden, was darauf hinzudeuten scheint, dass sie wesentlich zu unserer Art der Sprachbeherrschung gehören.

Schauen wir nun, was passierte, wenn wir semantische Intuitionen verlören. Nehmen wir für diese hypothetischen Fälle an, dass unser Gefühl für Wohlgeformtheit völlig intakt ist. Nehmen wir an, wir verlieren das Gefühl dafür, dass ein Satz wie *Der Kommissar beobachtet die Frau mit dem Fernglas* doppeldeutig ist. Wir würden intuitiv nicht mehr wissen, dass der Satz sowohl die eine wie die andere Lesart haben kann. Nehmen wir an, dass nur noch eine Lesart verfügbar ist. Dies würde schon eine gewisse Einbuße mit sich bringen. In der anderen Lesart würden wir den Satz nicht mehr verstehen und damit wohl auch nicht mehr produzieren. Die Einbuße wäre gering, wenn der Defekt ganz singular nur diesen Satz betreffen würde. Wenn aber die der nicht mehr verfügbaren Lesart entsprechende syntaktische Struktur nicht mehr aufgebaut oder diese Struktur nicht mehr interpretiert werden könnte, so hätten wir es mit einem systematischen Defekt zu tun, der Konsequenzen für viele andere Sätze hätte.

Nehmen wir an, dass keine Lesart unseres Satzes mehr verfügbar wäre. Das kann wohl nichts anderes bedeuten, als dass wir nicht mehr wissen, was der Satz überhaupt bedeutet. Wir würden somit diesen einfachen Satz überhaupt nicht mehr verstehen – und zwar sowohl als jemand, der diesen Satz rezipiert, wie auch als jemand, der ihn produziert (wobei kaum vorstellbar ist, dass wir ihn unter den gegebenen Umständen noch produzierten). Dies hätte natürlich auch Konsequenzen für andere Sätze. Welche genau, will ich offen lassen.

Versuchen wir uns nun vorzustellen, wir hätten überhaupt keine semantischen Intuitionen mehr, das heißt, wir wären bedeutungsblind. Das Ergebnis dieses Verlustes an Sprachgefühl wäre, dass wir die Äußerung eines deutschen Satzes hören beziehungsweise lesen würden, als wäre es der Satz einer uns fremden Sprache. Mehr noch, auch die Sätze, die wir selbst äußerten, wären für uns so, wie uns Sätze einer uns fremden Sprache erscheinen.

Es ist kaum vorstellbar, dass wir in einem solchen Zustand die Sprache so verwenden, wie wir es heute tun. Eigentlich kann man

dann nicht mehr davon reden, dass wir eine Sprache sprechen, in der wir unsere Gedanken ausdrücken, dass wir etwas verstehen und dass wir uns verständigen. Es scheint etwas Wesentliches an der Sprache verloren gegangen zu sein. Der totale Verlust semantischer Intuitionen, das heißt völlige Bedeutungsblindheit, scheint einherzugehen mit einem starken, wenn nicht totalen Verlust an Sprachbeherrschung.

Wenn beide Typen von sprachlichen Intuitionen, Form- wie Bedeutungsintuitionen, fehlen, scheint der Verlust an Sprachkompetenz total zu sein. Da sprachliche Intuitionen bewusste Erlebnisse sind, ergibt sich daraus, dass es einen wesentlichen Zusammenhang zwischen Bewusstsein und Sprachkompetenz gibt.²³

4.2. Fehlerkorrektur und inneres Sprechen

Schauen wir uns nun an, was man empirisch über die Rolle des Sprachgefühls weiß. Wir kennen alle das Phänomen, dass wir beim Sprechen Fehler machen, diese sofort erkennen und korrigieren. Diesem Phänomen liegt der Sachverhalt zu Grunde, dass wir unsere eigenen sprachlichen Erzeugnisse permanent selbst kontrollieren – man spricht von *self-monitoring*. Wir erkennen nicht jeden Fehler, den wir machen, doch machen wir beim Sprechen insgesamt sehr wenig Fehler, wenn man von Abbrüchen, Neuansätzen und Ähnlichem absieht. Die Fehlerkorrektur ist stets ein mehr oder weniger bewusster Vorgang. Dabei scheint es zwei Etappen der Selbstkontrolle zu geben: Wir kontrollieren nicht nur unsere fertigen, sicht- oder hörbaren sprachlichen Äußerungen, sondern auch ein Stadium bei der Produktion einer sprachlichen Äußerung, das der Artikulation vorausgeht. Dies schließt man daraus, dass Fehlerkorrekturen so schnell erfolgen können, dass der Fehler schon vor Beginn der Artikulation des Wortes entdeckt worden sein muss.

Schauen wir uns die beiden folgenden Beispiele an:²⁴

23 Dieses Experiment und seine Konklusion weist Ähnlichkeiten auf zu Searles chinesischem Zimmer in: Searle, J. R., »Minds, Brains, and Programs«, in: *Behavioral and Brain Sciences* 3 (1980), S. 417-424.

24 Vgl. Levelt, W. J. M./Roelofs, A./Meyer, A. S., »A Theory of Lexical Access in Speech Production«, in: *Behavioral and Brain Sciences* 22 (1999), S. 33.

(2) *entrance to yellow ... er, to gray*

(3) *we can go straight to the ye- ... to the orange dot*

In (2) war das Wort *yellow* vollständig ausgesprochen, bevor der Sprecher abgebrochen hat. Also kann der Sprecher auf das gehörte Wort reagiert und es als falsch beurteilt haben. Was »kontrolliert« wurde, war dann das akustische Sprechsignal. In (3) korrigiert sich der Sprecher, während er das Wort *yellow* artikuliert. Da er nach der ersten Silbe abbricht, muss er den Fehler schon etwas früher entdeckt haben, wahrscheinlich kurz vor der Artikulation des Silbensansatzes. Was »kontrolliert« wurde, muss ein Stadium bei der Produktion einer sprachlichen Äußerung sein, das der Artikulation vorausgeht.

Levelt hat vorgeschlagen, dieses Stadium mit dem zu identifizieren, was man das innere Sprechen nennt.²⁵ Die beim inneren Sprechen »durch das Bewusstsein ziehenden Sprachgebilde« (Paul) habe ich mit Jackendoff als »sprachliche Images« näher bestimmt, die wie sprachliche Äußerungen sprachliche Intuitionen auslösen. Wie könnte man sich die Rolle des inneren Sprechens bei der Fehlerkorrektur vorstellen? Eine Möglichkeit ist, dass es ein (dem Bewusstsein nicht zugängliches) Durchgangsstadium bei der Sprachproduktion gibt, das einmal den Input für die Erzeugung sprachlicher Images liefert und zum anderen, davon unabhängig, mehr oder weniger unmittelbar den Input für die Artikulation liefert. Wenn nun bei der Sprachproduktion sowohl Images wie ihnen entsprechende Äußerungen produziert werden würden, dann könnte die Selbstkontrolle sowohl an den Images wie an den Äußerungen ansetzen: Da Images wie Äußerungen sprachliche Intuitionen evozieren, kann die Selbstkontrolle bei Nicht-Wohlgeformtheitsintuitionen sowie bei semantischen Intuitionen, die nicht den Intentionen des Sprechers entsprechen, korrigierend eingreifen. Also sieht der Vorgang bei der Selbstkontrolle vielleicht in etwa so aus, wie in Abbildung 2 dargestellt.

Wenn der Prozess der Selbstkontrolle etwa diese Form hätte, dann wäre klar, warum die Fehlerkorrektur so gut wie immer ein bewusster Prozess ist und warum die Fehlerkorrektur auf der Basis der sprachlichen Images schneller erfolgt als die Fehlerkorrektur auf der Basis der akustischen Äußerung (Images werden direkt sprachlich

²⁵ Levelt, W. J. M., *Speaking*, Cambridge (Mass.) 1989.

Sprachproduktion

Sprachrezeption

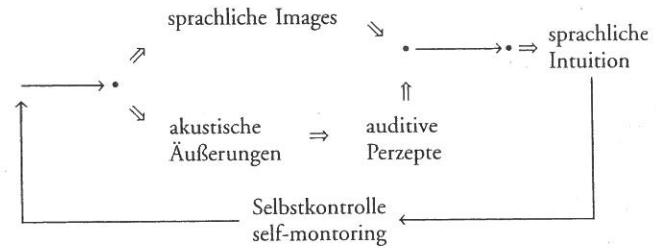


Abbildung 2: Ein Modell der Selbstkontrolle (self-monitoring)

rezipiert, Äußerungen jedoch über den Umweg von auditiven Perzepten). Dieses Modell der Selbstkontrolle trägt klar spekulative Züge, auch wenn ich einige Elemente aus der psycholinguistischen Literatur benutzt habe (es ist nicht identisch mit Levelts Modell des *self-monitoring*).

4.3. Sprachgefühl und Analyse

Ich habe diesen Abschnitt begonnen mit der Frage, ob das Sprachgefühl konstitutiv ist für die Sprachkompetenz. Das gedankliche Erblindungsexperiment und das Phänomen der Fehlerkorrektur legen nun einen engen Zusammenhang zwischen Sprachgefühl und Sprachkompetenz nahe.

Wenn das Sprachgefühl ein wichtiges, wenn nicht gar konstitutives Element unserer Sprachkompetenz ist, ein wichtiges, wenn nicht gar konstitutives Element für Sprachrezeption und -produktion, dann ist es nicht möglich, das Sprachgefühl ernsthaft als ein Epiphänomen einzustufen, das mit der Sprachbeherrschung nur extern und kontingent verbunden wäre. Damit verliert die skeptische Frage, ob unsere sprachlichen Intuitionen uns überhaupt etwas Verlässliches über die Sprache sagen, an Brisanz. Die Gegenthese, dass das Sprachgefühl ein im Allgemeinen verlässlicher Indikator für die sprachlichen Gegebenheiten und eine basale Evidenzquelle ist, ist unter der Perspektive eines notwendigen Zusammenhangs

von Sprachgefühl und Sprachbeherrschung eine plausible, vielleicht sogar zwingende Annahme, da es einen kausalen Zusammenhang gibt zwischen Sprachproduktion und -rezeption auf der einen Seite und Sprachgefühl auf der anderen und da man sich nicht vorstellen kann, dass jemand eine Sprache beherrscht, aber im Allgemeinen und unter normalen Bedingungen intuitiv beispielsweise nicht die richtigen Lesarten mit den entsprechenden (einfachen) Äußerungen verbindet.²⁶

Wie mag dieser kausale Zusammenhang genauer aussehen? Sprecherurteile basieren offensichtlich nicht auf explizitem Reasonnement, sie sind nicht Urteile eines Wissenschaftlers. Doch muss das Sprachgefühl an eine adäquate Analyse desjenigen sprachlichen Materials, von dem eine sprachliche Intuition ausgelöst wird, angeschlossen sein. Nur so ist die Verlässlichkeit erklärbar. Diese Analyse läuft natürlich unbewusst ab, wir haben nicht die geringste Möglichkeit, sie uns introspektiv zu vergegenwärtigen.

Wie eng ist eine Intuition mit einer solchen Analyse verknüpft? Ist sie die »Meldung«, dass die Analyse des vorgegebenen Materials erfolgreich oder nicht erfolgreich war, oder ist die Intuition direkt verknüpft mit dem Endzustand der Analyse, ein bewusstes Erleben des Endzustandes? Hier muss man Form- und Bedeutungsintuitionen getrennt untersuchen.

Was die Formintuitionen angeht, so kann man sie sich als reine »Vollzugsbestätigungen« vorstellen: Wenn die bei der Analyse einer Äußerung aufgebauten Strukturen (das heißt die phonologischen, morphologischen, syntaktischen, semantischen, pragmatischen Strukturen) den Constraints Genüge leisten, die in der jeweiligen Sprache gelten, dann kommt es zu einer Wohlgeformtheitsintuition, sonst zu einer Nichtwohlgeformtheitsintuition. Bildlich gesprochen: Das Sprachgefühl hat seine Fühler direkt im Analyseprozess stecken, an den Stellen, wo Constraints überprüft werden, und meldet das Ergebnis. Durch das Sprachgefühl haben wir ein Organ, das es uns erlaubt, den Erfolgsgrad der Analyse einer Äußerung zu erleben, den Grad, zu dem eine Äußerung die Gesamtheit der Constraints der

²⁶ Zu mentalen Zuständen und Intuitionen im Besonderen als verlässliche Indikatoren und basale Evidenzquelle siehe Goldman, A./Pust, J., »Philosophical Theory and Intuitional Evidences«, in: M. DePaul/W. Ramsey (Hg.), a. a. O., S. 179-183; Bealer, G., »Intuition and the Autonomy of Philosophy« in: M. DePaul/W. Ramsey (Hg.), a. a. O., S. 219 f., sowie Pust, J. 2000, a. a. O.

betreffenden Sprache erfüllt.²⁷ Über mehr als den Erfolgsgrad geben uns Formintuitionen keine Auskunft. So sagen sie etwa im Falle von Nichtwohlgeformtheit nichts darüber, worin diese genau besteht.

Was nun die semantischen Intuitionen angeht, so scheint das Sprachgefühl hier auf eine andere Weise mit der Analyse verbunden zu sein. Denn semantische Intuitionen haben einen sehr spezifischen Gehalt. Bei ambigen Sätzen können wir nicht nur sagen, dass eine Ambiguität vorliegt, sondern auch, worin sie besteht. Was wir »erleben«, sind zwei verschiedene Lesarten, auch wenn wir den Unterschied oft nicht genau verbalisieren können: Wir wissen zum Beispiel, wann der Satz in der einen Lesart wahr ist und wann in der anderen. Dieses intuitive Wissen ist mehr als nur ein Wissen über das Vorliegen einer Ambiguität. Mit anderen Worten: Bei ambigen Sätzen stellen sich, wenn wir die Ambiguität erkennen können, zwei verschiedene sprachliche Intuitionen ein, die sich in ihrem Gehalt unterscheiden. Das heißt, wenn wir die Ambiguität erleben, haben wir zwei verschiedene Bedeutungserlebnisse. Das bedeutet nun für den Status von Intuitionen, dass semantische Intuitionen unmittelbar mit den Elementen und Strukturen der unbewusst ablaufenden semantischen Analyse verknüpft sein müssen. Die semantischen Intuitionen scheinen ein bewusstes Erleben des Endzustandes der semantischen Analyse zu sein, wie immer dieser auch aussehen mag.

Daraus ergibt sich ein deutlicher Unterschied zwischen Form- und Bedeutungsintuitionen: Erstere stehen in einem kausalen Verhältnis zu den Constraints einer Sprache, Letztere zum Endzustand der semantischen Analyse.

²⁷ Einer Äußerung entspricht eine und nur eine Formintuition. Das heißt, dass nicht jeder Constraint eine Formintuition induziert, sondern nur die Gesamtheit der Constraints. Die Verletzung von Constraints scheint dabei kumulativ erlebt zu werden: Je mehr Constraints verletzt werden, umso stärker ist das Gefühl für die Nichtwohlgeformtheit. Die graduelle Natur von Formintuitionen kommt einerseits von der Kumulativität der Constraints, andererseits davon, dass zumindest für eine Reihe von Constraints gilt, dass der einzelne mehr oder weniger stark verletzt werden kann.

Man kann, was die Natur von Constraints angeht, überlegen, ob eine Regularität in einer Sprache nur dann den Status eines Constraints hat, wenn ihre Verletzung zu einer Nichtwohlgeformtheitsintuition führt.

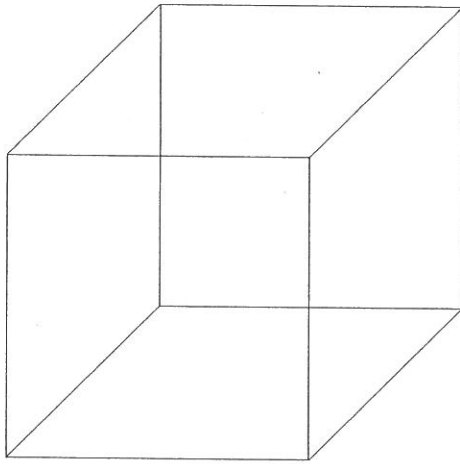


Abbildung 3: Necker'scher Würfel

5. Semantische Intuition und visuelle Wahrnehmung: ein Vergleich

Ich möchte nun versuchen, das Verhältnis von bewusster semantischer Intuition zur unbewussten semantischen Analyse durch eine Analogie zu beleuchten. Und zwar weisen semantische Intuitionen und visuelle Wahrnehmungen eine ganze Reihe interessanter Gemeinsamkeiten auf. Ich werde zuerst semantische Intuitionen und Gestaltwahrnehmung und dann semantische Intuition und Farbwahrnehmung vergleichen.

Beim Necker'schen Würfel wird ein und dasselbe zweidimensionale Muster von Linien auf einem Blatt Papier auf zwei Weisen als ein dreidimensionales Gebilde wahrgenommen – und zwar als Würfel. Natürlich nicht gleichzeitig, sondern hintereinander. Mit wenig Übung kann man willkürlich von der einen zur anderen Gestalt hin- und herspringen (man spricht ja auch von einer Kippfigur).

Dieses Beispiel für Gestaltwechsel ist so zu erklären, dass unser visuelles System das zweidimensionale Muster auf zwei Weisen verarbeiten kann, die die Wahrnehmung unterschiedlicher Gestalten hervorrufen.

Nun kann man bei zweifach ambigen Sätzen, wenn man die beiden Lesarten gefunden hat, zwischen den Lesarten hin- und herspringen, wie man zwischen den zwei Ansichten des Neckerwürfels nach Belieben hin- und herspringen kann. Bei einem Satz wie *Der Kommissar beobachtet die Frau mit dem Fernglas* muss man dabei beachten, dass man von ein und derselben prosodischen Phrasierung ausgeht. Ambig ist der Satz bei der Phrasierung *Der Kommissar beobachtet # die Frau mit dem Fernglas*, wo also eine Pause zwischen den beiden prosodischen Einheiten *Der Kommissar beobachtet* und *die Frau mit dem Fernglas* auftritt. Anders ist dies bei *Der Kommissar (#) beobachtet die Frau # mit dem Fernglas*. Hier ist die Lesart, in der die Beobachtung durch das Fernglas vor sich geht, wohl die einzig mögliche. Auch dies hat eine Parallele zum Neckerwürfel: Wenn man die Darstellung entsprechend verändert, kann man die Gestaltwahrnehmung in eine bestimmte Richtung hin forcieren.

Wird man mit einem ambigen Satz konfrontiert, stellt sich spontan jedoch meist nur eine Lesart ein, es dauert eine Weile, bis man die andere gefunden hat. Dies ist beim Necker'schen Würfel ganz ähnlich.²⁸ Und schließlich: So wie man sprachliche Images produzieren und zwischen deren Lesarten hin- und herspringen kann, vermag man sich einen Necker'schen Würfel vorzustellen, also ein visuelles Image aufzubauen, und zwischen den verschiedenen Ansichten, das heißt zwischen verschiedenen visuellen Images hin- und herzuspringen.

Wahrnehmungen stellen sich unabhängig von unseren Überzeugungen ein. Ein bekanntes Beispiel dafür ist die Müller-Lyer-Illusion von den zwei gleich langen, aber ungleich lang wirkenden Linien. Etwas Ähnliches haben wir bei semantischen Intuitionen festgestellt – auch sie stellen sich unabhängig davon ein, ob wir den entsprechenden Sachverhalt für wahr oder für falsch halten. Wenn man mit Fodor annehmen will, dass die relative Unabhängigkeit von Wahrnehmungen und Überzeugungen ein Indiz für den modularen Charakter der Wahrnehmungssysteme ist,²⁹ so würde die relative Unabhängigkeit von semantischen Intuitionen und Überzeu-

²⁸ Vgl. Smith, B. C., »On Knowing One's Own Language«, in: *Knowing One's Own Mind*, herausgegeben von C. Wright/B. C. Smith/C. Macdonald, Oxford 1998, S. 424.

²⁹ Fodor, J. A., *The Modularity of Mind*, Cambridge (Mass.) 1983.

gungen ein Indiz für den modularen Charakter zumindest mancher semantischer Prozesse sein.

Führen wir diese Analogie weiter durch einen Vergleich von semantischen Intuitionen mit Farbwahrnehmungen, durch einen Vergleich von Bedeutungen mit Farben.

So wie das visuelle System des Menschen die spektrale Reflektanz eines Gegenstandes in Farberlebnisse umsetzt, so setzt das »sprachliche System« die akustischen, grafischen oder gestischen Eigenschaften von Äußerungen in Bedeutungserlebnisse um. Der Prozess, der zur Farbwahrnehmung führt, ist insgesamt noch unverstanden, aber es gibt schon eine ganze Reihe von Aspekten, zu denen faszinierende Erkenntnisse vorliegen. Es erübrigt sich zu sagen, dass es sich um einen sehr komplexen Prozess handelt. Interessanter für die Analogie ist, dass der größte Teil des Prozesses unbewusst abläuft, erst sehr spät kommt es zu der Krönung des Ganzen, zum Farberlebnis. Über diesen letzten Teil des visuellen Prozesses weiß man so gut wie gar nichts. Über den Prozess, der zu Bedeutungserlebnissen führt, weiß man noch sehr viel weniger als über den Prozess der Farbwahrnehmung. Aber auch hier handelt es sich um einen komplexen und unbewussten Prozess, der am Ende mit Bedeutungserlebnissen gekrönt wird.

Allgemein könnte man unter dieser Sicht sagen, dass so, wie Farberlebnisse eine angeborene, Spezies-spezifische, an die Farbwahrnehmung gebundene Form von phänomenalem Bewusstsein sind, Bedeutungserlebnisse eine angeborene, Spezies-spezifische, an die Sprachbeherrschung gebundene Form von Bewusstsein sind.

So wie sich Farberlebnisse durch einen bestimmten phänomenalen Gehalt auszeichnen, so haben semantische Intuitionen einen bestimmten, unmittelbar erlebten Gehalt. Man kann allgemein sagen, dass Erlebnisse Bewusstseinszustände sind, die einen bestimmten Gehalt haben, wobei der Gehalt das ist, was der Träger des Erlebnisses erlebt. Der Gehalt von Erlebnissen ist also etwas Subjektives. Die phänomenale Struktur von Farben beschreibt man, wenn man die Dimensionen der Farben (Farbton, Sättigung, Helligkeit) angibt, wenn man von Reinheit versus binärer Mischung von Farbtönen und von dem Sichausschließen von Farbtönen spricht. Eine ganz wichtige phänomenale Tatsache unserer Farbwahrnehmung ist die, dass wir Farben als etwas erleben, was sich auf der Oberfläche der Dinge befindet. Obwohl die Farbwahrnehmung neurophysiolo-

gisch erzeugt wird, erleben wir Farben nicht als etwas Mentales, als etwas Subjektives, sondern als etwas Objektives, als etwas an den Dingen Haftendes.

Was sind allgemeine Strukturen des Gehalts von semantischen Intuitionen? Die Frage nach dem Gehalt von semantischen Intuitionen ist in unserem Zusammenhang wahrscheinlich eine der schwierigsten Fragen überhaupt. Was ist es, was wir bei Bedeutungserlebnissen erleben? Sätze, so sagt man, drücken Propositionen aus. Erleben wir Propositionen, wenn wir Sätze verstehen? Wenn ja, dann wäre eine allgemeine Struktur des Gehalts von semantischen Intuitionen die, dass ein Gegenstand einen bestimmten Begriff erfüllt, eine Struktur, die für die Satzsemantik jedenfalls grundlegend ist. Wenn dies der richtige Weg ist, dann muss man Antworten finden auf Fragen wie: Was heißt es, ein Erlebnis zu haben, dessen Gehalt ein Gegenstand, ein Begriff, eine Proposition ist? Wie dem auch sei, irgendwie müssen wir den Gehalt von semantischen Intuitionen charakterisieren, wenn wir ihre Existenz und ihren konstitutiven Status anerkennen.

Ich kann hier dieser Analogie nicht weiter nachgehen – es sei nur gesagt, dass wir auch in der Wahrnehmung die Frege'sche Unterscheidung zwischen Gegenständen und ihrer Gegebenheitsweise machen können und dass die Diskussion um die Ontologie von Farben verblüffend ähnliche Positionen kennt wie die Diskussion um Bedeutungen.³⁰

Neben den Gemeinsamkeiten gibt es natürlich auch Unterschiede zwischen semantischen Intuitionen und visuellen Wahrnehmungen. Ein klarer Unterschied ist, dass es sich beim sprachlichen System nicht um ein Wahrnehmungssystem handelt. Wahrnehmungssysteme setzen Reizungen von Sinneszellen in Wahrnehmungen um, während das sprachliche System bei Wahrnehmungen allererst ansetzt: Es bildet Wahrnehmungen auf propositionales Bewusstsein ab. Betrachtet man aber die vielen Gemeinsamkeiten, so kann man bei der Sprache vielleicht von einem Wahrnehmungssystem zweiter Stufe reden, das auf Wahrnehmungen erster Stufe aufsetzt. So viel zur Analogie zwischen Sprache und Wahrnehmung.

30 Siehe etwa Boghossian, P./Velleman, A. J. D., »Physicalist Theories of Color«, in: *The Philosophical Review* 100 (1991), S. 67-106.

6. Semantische Intuition und Bedeutungstheorie

6.1. Bedeutungstheorie und (Anti-)Psychologismus

Was bedeutet es, semantische Intuitionen in der Bedeutungstheorie ernst zu nehmen? Nach allem, was ich über Sprachgefühl und semantische Intuitionen gesagt habe, liegt es nahe zu sagen, dass das Verstehen eines Satzes, das »sprachliche Verstehen«, ganz wesentlich darin besteht, ein bewusstes Erlebnis mit einem bestimmten Gehalt zu haben. Sätze evozieren Bedeutungserlebnisse, und wenn das Sprachgefühl und damit semantische Intuitionen fehlen, ist Verstehen und Kommunikation unmöglich.

Unter diesem Blickwinkel ist es die zentrale Aufgabe der Bedeutungstheorie, die Natur der Bedeutungserlebnisse zu erklären. Denn diese sind es, die Verstehen und Kommunikation ermöglichen. Und einen wesentlichen Teil bei der Erledigung dieser Aufgabe stellt die »Gehaltstheorie« dar, die Theorie des (subjektiven) Gehaltes von Bedeutungserlebnissen. Da man von der Bedeutung von Ausdrücken nur reden kann, weil sie Bedeutungserlebnisse mit spezifischem (subjektivem) Gehalt evozieren, ist die Gehaltstheorie von zentraler Bedeutung. Eine solche Theorie ist eine psychologistische Theorie: Der Gehalt von Bedeutungserlebnissen wird bei der Entstehung von Bedeutungserlebnissen aufgebaut, ist – mit anderen Worten – ontologisch abhängig von der Existenz von Bedeutungserlebnissen. Der Gehalt ist nicht etwas, was unabhängig von Bedeutungserlebnissen bestehen würde.

Bedeutung als mentale Konstruktion zu betrachten ist eine psychologistische Position. Wenn man die Gehaltstheorie psychologistisch konzipiert, dann muss man sagen, dass die Gehaltstheorie ein sehr unterentwickelter Theoriebereich ist. Dies ist aber auch kein Wunder: Denn eine solche Sichtweise kollidiert frontal mit dem in der Philosophie vorherrschenden Antipsychologismus in Bezug auf die Bedeutungstheorie. Der Psychologismus in Bezug auf Bedeutung ist im letzten Jahrhundert vehement unter Beschuss geraten – durch Frege, Wittgenstein und viele andere.

Auffallend ist, dass der Psychologismus oder Mentalismus in der Sprachwissenschaft hingegen sehr verbreitet ist, ja die dominante

theoretische Strömung darstellt.³¹ Sowohl die generative wie die kognitive Linguistik sind dieser Strömung zuzuordnen. Man muss nur einen kurzen Blick in die Schriften von Chomsky, Lakoff oder Jackendoff werfen, um sich dies klar zu machen.³² Und dies ist keine völlig neue Entwicklung in der Sprachwissenschaft – auch Paul und Saussure sind als Psychologen zu bezeichnen, die Bedeutungen für etwas Psychisches, Mentales halten. Dies ist wiederum kein Zufall, denn das Ende des 19. Jahrhunderts war eine Hoch-Zeit des Psychologismus.

Stark vereinfacht kann man sagen: Philosophie und Sprachwissenschaft driften im 20. Jahrhundert in Bezug auf den Psychologismus deutlich auseinander. Wenn man sich nun für eine psychologistische Position stark macht, dann muss man Antworten geben auf die Probleme, die die Antipsychologen aufgeworfen haben. Dies möchte ich ansatzweise tun für das vielleicht grundlegendste Problem der Bedeutungstheorie, das so genannte skeptische Paradox des Regelfolgens.

6.2. Sprachgefühl und das skeptische Paradox des Regelfolgens

Das skeptische Paradox des Regelfolgens wurde vom späten Wittgenstein in den *Philosophischen Untersuchungen* aufgestellt. Ich beziehe mich auf die Fassung dieses Paradoxes, die Kripke in seinem Wittgenstein-Buch erarbeitet hat, ohne mich um die Frage zu kümmern, wie weit diese Fassung Wittgenstein entspricht.³³

Nehmen wir an, wir besuchen am 22. März 2005 einen Vortrag

31 Zu (mehr oder weniger) explizit antipsychologistischen Positionen innerhalb der Linguistik siehe Itkonen, E., *Grammatical Theory and Metascience*, Amsterdam/Philadelphia 1978; Katz, J. J., *Language and Other Abstract Objects*, Oxford 1981; Carr, P., *Linguistic Realities*, Cambridge 1990; Katz, J. J./Postal, P. M., »Realism vs. Conceptualism in Linguistics«, in: *Linguistic and Philosophy* 14 (1991), S. 515-554; Carr, P., »An Interactionist Position«, in: *Prospects for a New Structuralism*, herausgegeben von H.-H. Lieb, Amsterdam/Philadelphia 1992, S. 17-32; Lieb, H.-H., »The Case for a New Structuralism«, in: Lieb (Hg.), 1992, a. a. O., S. 33-72 u. a. m.

32 Siehe Chomsky, N., 1986, a. a. O.; Lakoff, G., *Woman, Fire, and Dangerous Things: What Categories Reveal about the Mind*, Chicago 1987; Jackendoff, R., *Foundations of Language. Brain, Meaning, Grammar, Evolution*, Oxford 2002.

33 Kripke, S. A., *Wittgenstein on Rules and Private Language*, Oxford 1982.

und sehen auf dem Rednerpult ein Glas stehen. Dieses Glas haben wir höchstwahrscheinlich noch nie vorher in unserem Leben gesehen. Und trotzdem zögern wir keinen Moment, es ein Glas zu nennen. Ein Skeptiker könnte nun Folgendes einwenden: »Wie kannst du sicher sein, dass man das Wort *Glas* zu Recht auf diesen Gegenstand anwenden kann, dass man dieses Ding wirklich ein Glas nennen kann? Sicher, dieses Ding sieht genauso aus, hat dieselben Eigenschaften und Funktionen wie die Dinge, die du früher Glas genannt hast. Aber was berechtigt dich, auch dieses Ding, das du noch nie zuvor gesehen hast, ein Glas zu nennen?« Auf den ersten Blick erscheint diese Frage abstrus zu sein, doch ist sie dies genauso wenig wie die Frage nach der Existenz der Außenwelt. Erst, wenn man sich auf die Frage einmal eingelassen hat, sieht man, wie schwierig sie zu beantworten ist.

Der Skeptiker stellt also die folgende skeptische Frage: »Woher weißt du, dass du auf die Frage, ob dies ein Glas ist, mit ›Ja‹ antworten solltest, dass es gerechtfertigt ist, so zu antworten, wenn du mit *Glas* das meinst, was du in der Vergangenheit unter ›Glas‹ verstanden hast?« Welches Faktum können wir zu unserer Rechtfertigung anführen, danach fragt uns der Skeptiker, der letztlich darauf hinaus will, dass es überhaupt kein Faktum gibt, aus dem sich ergibt, was wir mit *Glas* meinen, und keines, aus dem sich ergibt, welche Bedeutung das Wort *Glas* eigentlich für uns hat. Dass es keine semantischen Fakten gibt, das ist das skeptische Paradox des Regelfolgens. Paradox wird es genannt, weil es doch unglaublich scheint, dass es auf die skeptische Frage keine schlüssige Antwort geben soll.

Zurück zur skeptischen Frage: »Woher weißt du, dass du auf die Frage, ob dies ein Glas ist, mit ›Ja‹ antworten solltest, dass es gerechtfertigt ist, so zu antworten, wenn du mit *Glas* das meinst, was du in der Vergangenheit unter ›Glas‹ verstanden hast?« Um das Problem deutlich zu machen, fingiert der Skeptiker folgenden Sachverhalt: »*Glas* ist für dich früher ein Ausdruck gewesen, der auf alle Dinge zutrifft, die ein Glas sind, mit Ausnahme der Gläser, die am 22. März 2005 bei Vorträgen auf dem Rednerpult stehen. Beweise mir das Gegenteil!« Nennen wir alle Dinge, die ein Glas sind, mit Ausnahme der Gläser, die am 22. März 2005 bei Vorträgen auf dem Rednerpult stehen, ein *Glaf* (Plural: *Glafe*). Dann fingiert der Skeptiker, dass wir mit *Glas* früher nicht ›Glas‹, sondern ›Glaf‹ gemeint haben. Natürlich will der Skeptiker nicht ernstlich behaupten, dass

wir mit *Glas* ›Glaf‹ gemeint haben. Er will uns nur zwingen, Rechenschaft darüber abzulegen, warum wir mit *Glas* ›Glas‹ gemeint haben.

Ich will hier nicht die Probleme der verschiedenen, bislang vorgeschlagenen Strategien und Vorschläge diskutieren, das skeptische Paradox zu vermeiden, sondern der Frage nachgehen, ob der Rekurs auf semantische Intuitionen uns bei der Lösung des Paradoxes helfen könnte. Bringen wir also als Reaktion auf den Skeptiker semantische Intuitionen ins Spiel: »Ich weiß aufgrund meines Sprachgefühls intuitiv, dass ich auf die Frage, ob dies ein Glas ist, mit ›Ja‹ antworten sollte. Es ist mein Sprachgefühl, das mich zu dieser Antwort berechtigt.« Oder in etwas anderen Worten: »Ich weiß aufgrund meines Sprachgefühls intuitiv, dass ich mit *Glas* ›Glas‹ und nicht ›Glaf‹ meine. Mein Sprachgefühl hat sich im Vergleich zu früher nicht verändert, also meine ich heute dasselbe wie früher, wenn ich mit *Glas* ›Glas‹ meine. Mein Sprachgefühl, meine semantische Intuition, ist das, was mich rechtfertigt, dieses Ding ein Glas zu nennen.« Dies ist die Intuitionsantwort auf die skeptische Frage. Eine Antwort, die, wie ich denke, auch recht intuitiv ist.

Was die Anforderungen angeht, die Kripke an eine diskutabile Antwort auf die skeptische Frage stellt, so scheint die Intuitionsantwort nicht so schlecht abzuschneiden.

Das Sprachgefühl ist zum einen normativ. Es sagt mir, dass es korrekt ist, *Glas* auf ganz bestimmte Dinge, nämlich Gläser, anzuwenden, nicht aber auf Redepulte, Vorträge oder Geburtstagskinder. Die normative Kraft des Sprachgefühls ergibt sich daraus, dass die Intuitionen, die es ausbildet, normativ sind: Sie entscheiden über die Korrektheit der Anwendung eines Ausdrucks auf einen Gegenstand – wie der Anwendung des Ausdrucks *Glas* auf dieses Ding.

Zweitens ist der Rekurs auf das Sprachgefühl fehlerkompatibel: Die Tatsache, dass wir Fehler machen, ist kompatibel damit, dass es das Sprachgefühl ist, was uns rechtfertigt, Ausdrücke auf gewisse Dinge anzuwenden, auf andere hingegen nicht. Wir können aus vielfältigen Gründen einen Ausdruck auf einen Gegenstand anwenden, ohne zu merken, dass dies unserem Sprachgefühl eigentlich nicht gemäß ist. Dies kann beispielsweise an mangelnder Aufmerksamkeit oder an einer ungünstigen Wahrnehmungssituation liegen. Dieser Fehler ändert aber nichts daran, dass es das Sprachgefühl ist, das für die Bedeutung des Ausdrucks ausschlaggebend ist. Wir kön-

nen zudem intuitiv erkennen, dass wir einen Fehler gemacht haben, dass das, was wir ein Glas genannt haben, bei genauerem Hinsehen *relativ zu unserem Sprachgefühl* gar kein Glas ist (siehe das oben angeschnittene Phänomen der Fehlerkorrektur). Das heißt, bei Rekurs auf das Sprachgefühl ist es durchaus möglich, zu unterscheiden zwischen »einer Regel folgen« und »glauben, einer Regel zu folgen« (bei der fehlerhaften Anwendung habe ich geglaubt, der Regel zu folgen, bin ihr jedoch nicht gefolgt).

Drittens ist das Sprachgefühl, genauer: die entsprechenden Intuitionen, introspektiv zugänglich, wir haben also die Autorität darüber, was wir meinen. Und viertens erlaubt unser Sprachgefühl, ein Prädikat wie *Glas* auf beliebig viele, im Prinzip auf unendlich viele Dinge anzuwenden.³⁴

Ähnliches lässt sich von sprachlichen Regeln sagen, die nichts mit Bedeutung zu tun haben, etwa von syntaktischen Regeln. Ich folge in Bezug auf die Kongruenz innerhalb der Nominalgruppe derselben Regel wie früher, wenn ich aufgrund meines Sprachgefühls sage *das leere Glas* anstelle von *das leeres Glas*. Auch hier ist das Sprachgefühl normativ, fehlerkompatibel, autoritativ und im Prinzip nicht-endlich.

Mögliche Einwände auf die Intuitionsantwort sind: »Wie kannst du sicher sein, dass sich dein Sprachgefühl im Vergleich mit der Vergangenheit nicht verändert hat? Was ist dein Kriterium dafür?« Oder: »Ist das Sprachgefühl wirklich ein verlässlicher Indikator für die korrekte Anwendung eines Wortes?« Dies sind schwierige Fragen, aber Fragen, auf die sich Antworten finden lassen sollten. Wichtig ist, dass der Rekurs auf das Sprachgefühl und sprachliche Intuitionen nicht ein Rückfall ist in eine von Wittgenstein vehement kritisierte Position, nämlich die Position des klassischen Empirismus, wonach die Bedeutung eines Ausdruck durch ein bestimmtes mentales Ereignis (durch eine Idee etwa) gegeben ist. Für den klassischen Empirismus ist ein spezielles Erlebnis konstitutiv dafür, dass jemand mit *Glas* »Glas« meint. Mein Rekurs auf das Sprachgefühl ist keine Variante dieser empiristischen Position. Konstitutiv für die Bedeutung eines Ausdrucks ist nicht ein spezielles Erlebnis, etwa ein Bedeutungserlebnis, sondern das Sprachgefühl,

das die Verwendung des Ausdrucks begleitet, also eine Disposition, Bedeutungserlebnisse zu induzieren.

Sicher, es ist noch ein weiter Weg, bis die Intuitionsantwort auf das skeptische Paradox als ausgereift betrachtet werden kann, aber ich denke, plausibel gemacht zu haben, dass der Weg über das Sprachgefühl Gewinn bringend sein könnte.

7. Fazit: Sprache, Bewusstsein und Bedeutung

Wenn man die Betrachtung des Phänomens der Sprache vom Sprachgefühl her aufzieht, ergibt sich als eine wichtige Konsequenz, dass der Zusammenhang von Sprache und Bewusstsein sehr viel enger wird, als man dies heute gemeinhin so sieht. Dass sich das Sprachgefühl in Form- und Bedeutungsintuitionen manifestiert und dass es konstitutiv scheint für die Sprachbeherrschung, die Sprachkompetenz, fasse ich wie folgt zusammen: Man beherrscht eine Sprache (auf muttersprachliche Weise) genau dann, wenn man intuitives Wissen über die Wohlgeformtheit und über die Bedeutung der Ausdrücke dieser Sprache hat. Wir haben gesehen, dass sowohl sprachliche Äußerungen wie sprachliche Images sprachliche Intuitionen hervorrufen können. Genauer sind es in natürlichen Sprachen auditive Perzepte und auditive Images bestimmter Art, die sprachliche Intuitionen hervorrufen können. Wir können mithin sagen, dass eine natürliche Sprache aus einem System der Zuordnung von auditiven Perzepten und Images zu Form- und Bedeutungserlebnissen besteht, insbesondere zu propositionalen Bewusstseinszuständen. Dieses System der Zuordnung von einer Form von Bewusstsein zu bestimmten anderen Formen von Bewusstsein können wir die »Grammatik« einer Sprache nennen. Über eine solche Grammatik muss jemand verfügen, der über intuitives Wissen hinsichtlich der Wohlgeformtheit und der Bedeutung der Ausdrücke dieser Sprache, das heißt über Sprachkompetenz, verfügt. Damit ist eine jede Sprachtheorie unvollständig, die Sprachgefühl und damit Form- und Bedeutungsintuitionen nicht angemessen berücksichtigt.

³⁴ Zu Kripkes Argumenten gegen infinite Dispositionen siehe Boghossian, P. A., »The Rule-Following Considerations«, in: *Mind* 98 (1989), S. 507-549.